

Ausnahmeregelung durch den CIC: „Die nun für die ganze Kirche gültige Regelung verlangt von uns allen die Bereitschaft, sie in kirchlichem Sinn anzunehmen.“ Wenn bei der weltweiten Neuregelung eine Sonderregelung für Deutschland, die ohnehin nur in außerordentlichen und von den Bischöfen eigens anerkannten Fällen Geltung gehabt habe, nicht verlängert werde, „kann das bei ruhiger Überlegung nicht als eine Mißachtung des Laienauftrags verstanden werden“.

Eine teilweise Zurücknahme und Einschränkung des Laienauftrags zur Verkündigung bedeuteten aber schon die bischöflichen Regelungen von 1974 und das ihnen zugrunde liegende Reskript der Kleruskongregation, verglichen mit den Aussagen des Würzburger *Synodenbeschlusses* „Die Beteiligung der Laien an der Verkündigung“. Auch die Würzburger Synode war in dem einschlägigen Passus davon ausgegangen, daß die Verkündigung eine Hauptaufgabe der geweihten Amtsträger bleibe, und daß diese durch die amtliche Beauftragung der Laien nicht ersetzt, sondern ergänzt werden solle. Dann hieß es aber: „Durch die Zuordnung von Wortgottesdienst und Eucharistiefeier im engeren Sinn ... ist zwar eine sichtbare, personale Einheit von Prediger und Vorsteher der Eucharistiefeier angemessen, aber nicht unbedingt notwendig; im übrigen ist nach der Lehre der Kirche bei Wahrung der besonderen Verantwortung des Amtes der Priester nicht allein, sondern die ganze Gemeinde unmittelbarer Träger der Verkündigung und des liturgischen Handelns.“

Das „Pastorale Wort“ der Bischöfe greift zwar auf den Synodenbeschluß zurück und stellt zu Recht fest, die Aufhebung des generellen Verbots der Laienpredigt im CIC entspreche einem Grundanliegen dieses Beschlusses. Auf seine differenzierte und theologisch schwerlich zu widerlegende Argumentation zugunsten der Predigt von Laien auch in der Eucharistiefeier geht der Text allerdings nicht ein. Im übrigen: Wenn die Notwendigkeit der personalen Einheit von Prediger und Vorsteher der Eucharistiefeier als Ar-

gument gegen die Laienpredigt strikt durchgehalten wird, gerät auch die vielfach übliche Praxis ins theologische Zwielficht, daß ein anderer als der zelebrierende Priester die Predigt hält. Auch der Diakon, dessen Predigt in der Eucharistiefeier nach dem CIC zulässig ist, hat ja nicht im selben Maß Anteil am amtlichen Verkündigungsauftrag der Kirche wie der Priester oder der Bischof.

Die neue Ordnung muß sich erst bewähren

In der Pressekonferenz im Anschluß an die Frühjahrs-Vollversammlung warnte der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof *Karl Lehmann* von Mainz, vor einer *Verengung* des Blickwinkels in der Frage der Laienpredigt: Man solle nicht nur auf den Sonderfall der Predigt in der Eucharistiefeier schauen, sondern die positiven Möglichkeiten des Predigtendienstes von Laien sehen. Auch das „Pastorale Wort“ bittet Priester und Laien, die seelsorglichen Möglichkeiten der jetzt geltenden Regelung aufzugreifen. Der Text erwähnt dazu eigens die in den letzten Jahrzehnten vielfach aus dem gottesdienstlichen Leben der Pfarreien verschwundenen Andachten: Auch solche Andachten mit ihren großen Gestaltungsmöglichkeiten böten manche Gelegenheiten für den „Dienst am Wort durch Laien“. Hingewiesen wird auch (unter Aufnahme des Synodenbeschlusses) auf das Glaubensgespräch in Gruppen, auf vorbereitende Predigtgespräche und die Gestaltung

von Gottesdiensten durch einzelne Gruppen der Gemeinde.

Sicher steht und fällt der Wert der Beteiligung von Laien an der Verkündigung nicht damit, daß sie in bestimmten Fällen auch in der Eucharistie als Prediger zu Wort kommen, zumal ja auch nirgendwo geschrieben steht, daß Laienpredigten schon eo ipso lebensnäher und geistlich ursprünglicher sein müssen als die von Priestern. Auch könnte die verstärkte Förderung von Wortgottesdiensten, in denen Laien nach der neuen Ordnung zur Predigt beauftragt werden können, das gottesdienstliche Leben in den Gemeinden zweifellos bereichern. Schließlich haben in den meisten Gemeinden Wortgottesdienste bisher noch keinen festen und eigenständigen Platz.

Wie die neue „Ordnung des Predigtendienstes von Laien“ in den Bistümern und Gemeinden angenommen und umgesetzt wird, muß sich in den nächsten Monaten und Jahren zeigen. Das gilt für die Möglichkeiten der Laienpredigt im Gottesdienst, die sie in Fortsetzung und Bekräftigung der Richtlinien von 1974 und des Synodenbeschlusses festschreibt, nicht zuletzt aber auch für das in Ausnahmefällen erlaubte „Geistliche Wort“ von Laien zu Beginn einer Eucharistiefeier. Es ist bedauerlich, daß sich die deutschen Bischöfe gezwungen sahen, eine gut begründete und pastoral sinnvolle Regelung auf dem Altar der neuen gesamtkirchlichen Normierung zu opfern bzw. einen unbefriedigenden Kompromiß in Kauf zu nehmen.

U. R.

Schweiz: Pfarreien ohne ortsansässige Pfarrer

In weiten Teilen Europas verändert sich das kirchliche Leben in den Gemeinden seit Jahren aufgrund der abnehmenden Zahl von im aktiven pastoralen Dienst stehenden Priestern, und für die Zukunft zeichnet sich

eher eine weitere Zuspitzung der Lage ab. Dennoch weiß man bislang wenig darüber, wie sich dies Phänomen in den betroffenen Gemeinden konkret auswirkt: wie es um den Einsatz der Laien bestellt ist; wie neue Bezugspersonen

sonen, also Diakone und Laienseelsorger, von den Gemeinden in ihrer neuen Funktion angenommen werden; welche Form der Sicherung der pastoralen „Versorgung“ überhaupt sinnvoll ist; welche Chancen und Gefahren längere Pfarrvakanz und die Form der „priesterlosen“ Pfarrgemeinde mit sich bringen.

Im Auftrag der Pastoralplanungskommission der Schweizer Bischofskonferenz hat das *Schweizerische Pastoralsoziologische Institut* (SPI) in St. Gallen einen Versuch unternommen, sich auf diesem Gebiet einen ersten Überblick zu verschaffen (Schweizerisches Pastoralsoziologisches Institut [Hg.], *Gemeinden ohne Pfarrer am Ort. Ergebnisse einer Untersuchung in Schweizer Pfarreien*, Zürich 1987). Die Buchveröffentlichung enthält neben den Untersuchungsergebnissen eine von der Pastoralplanungskommission der Bischofskonferenz aufgrund dieser Ergebnisse erarbeitete Erklärung zum Thema („Lebendige Gemeinde in einer Übergangszeit“); außerdem kommentierende Beiträge von drei Pastoraltheologen (*Paul M. Zulehner, Leo Karrer, Ernst Spichtig*) sowie einen Beitrag des Leiters des Pastoralamtes der größten Diözese der Schweiz, des Bistums Basel, *Max Hofer*, zur Rolle von Pfarrverbänden.

Jede fünfte Pfarrei ohne einen Pfarrer am Ort

In ihrem Kern besteht die Untersuchung aus *Fallbeispielen* von Pfarrgemeinden, die über keinen ortsansässigen Pfarrer mehr verfügen. Die Ortsporträts gehen auf Gespräche zurück, die das SPI mit Hauptamtlichen und Laien an Ort und Stelle führte. Den Verfassern der Studie geht es nicht so sehr um eine wie immer geartete „objektive“ Darstellung oder Beurteilung der Lage in der Kirche der Schweiz, sondern darum, am Beispiel von 13 als mehr oder weniger *gelingen* geltenden Fällen einen Eindruck von den Erfahrungen der betroffenen Gemeinden zu geben. Ergänzt werden diese Ortsporträts durch eine Reihe von Interviews mit Hauptamtlichen

von Gemeinden, in denen die Entwicklung auf irgendeine Weise problematisch verlaufen ist. Dabei werden *verschiedenste Lösungstypen* auf diese Weise berücksichtigt: Pfarrgemeinden innerhalb von Pfarrverbänden bzw. solche mit Diakonen oder Pastoralassistenten als Bezugspersonen; von Nachbargemeinden oder Klöstern aus „mitbetreute“ Pfarrgemeinden; Pfarrgemeinden mit längeren Pfarrvakanz; Einrichtungen von neuen Seelsorgebezirken mit dafür zuständigen sogenannten „Seelsorger-Equipen“ (im französischsprachigen Teil des Bistums Basel). Abgesehen vom französischsprachigen Jura handelt es sich ausschließlich um Beispiele aus der deutschsprachigen Schweiz. Die Größe der Gemeinden reicht vom Dorf mit wenigen hundert bis zur Großstadtpfarrei mit 12 000 Katholiken.

Zunächst gibt die Untersuchung einen Überblick über den Ausgangspunkt des Problems, den *Priestermangel*. Dieser wird mit Bedacht als „relativ“ bezeichnet: zum einen deshalb, weil ein solcher statistischer Befund letztlich eine Frage der Interpretation sei: wer von Mangel spreche, gehe dabei immer auch von einem bestimmten Sollzustand aus; zum anderen stehe die Schweiz im europäischen Vergleich, vom Vergleich mit Ländern der Dritten Welt ganz zu schweigen, „relativ gut“ da.

Dennoch: Die Zahl der Pfarrgemeinden ohne einen ortsansässigen Pfarrer hat sich in der Schweiz von 1970 bis 1985 kontinuierlich erhöht: von 156 (1970) über 173 (1975) und 252 (1980) auf 338 im Jahre 1985. Damit war 1985 jede *fünfte* Pfarrei betroffen. Den höchsten Anteil in der deutschsprachigen Schweiz hat das Bistum Basel mit 93 von insgesamt 533 Pfarreien (17 Prozent) im Jahr 1985. Sollte sich die Entwicklung nicht verändern, so wird es in der Schweiz im Jahr 2010 nur mehr rund 550 Diözesanpriester geben – 1985 waren es noch 1385. 1980 gab es in der Schweiz insgesamt ebenso viele Priester wie 1930 – allerdings bei knapp doppelt so vielen Katholiken. Durch den Einsatz von Laien wurde die Gesamtzahl der aktiven Seelsorger im

wesentlichen gehalten. In Zukunft werden die zu erwartenden Zugänge an Laientheologen und Klerikern die Abgänge von Priestern nur knapp wettmachen können.

Gemeinden am eigenen Erhalt interessiert

Im Mittelpunkt der Situationsanalyse steht die Frage, inwieweit sich das *Gemeindebewußtsein* insgesamt verändert hat und wie sich die Laien auf die neu entstandene Lage eingestellt haben. Die Untersuchung belegt, daß sich das Bewußtsein, Gemeinde zu bilden und als solche auch zusammenzugehören, verstärkt habe. Angesichts des häufigen Pfarrwechsels gewinne die Einstellung an Bedeutung, daß nicht das *Seelsorgepersonal* die Konstante des Gemeindelebens darstelle, sondern die *Gemeinde* selbst. Vor allem die *Kerngemeinde* setze sich verstärkt für Belange der Gemeinde ein, darunter besonders Frauen, z.T. auch Gemeindeglieder, die der Kirche sonst eher kritisch gegenüberstehen. Die Aktivierung der Laien gelinge stärker im *liturgischen* Bereich als etwa in der *Diakonie*: letztere werde von vielen nicht als „Hauptpfeiler“ des Pfarrgemeindelebens angesehen (wenigstens teilweise dürfte dies auch daher rühren, daß etwa in ländlich strukturierten Gebieten Nachbarschaftshilfe selbstverständlich ist). An Orten, an denen die Gemeindeleitung de facto einem Pastoralassistenten übertragen wurde, kommen dagegen – so die Studie – die Laien teilweise weniger zum Zuge als anderswo: „Erst da, wo ein echtes Vakuum vorhanden ist oder wo bewußt ein anderer Umgang mit Laien gesucht wird, entsteht der nötige Freiraum, der die Laien aus der Reserve lockt.“

Die vielen Detailbeobachtungen ergeben freilich ein wenig einheitliches Bild von der Lage dieser Gemeinden: Einerseits wird mehrfach die kirchliche Situation allgemein unter dem Eindruck des Priestermangels pessimistisch beurteilt – andererseits gewinnt man der gewandelten Lage vor Ort durchaus auch manches Positive ab, ohne nun partout aus der Not

eine Tugend zu machen: Geschätzt wird die größere Abwechslung bei der Gottesdienstgestaltung wegen des häufigeren Priesterwechsels. Pfarrvakanzzeiten werden z. T. durchaus als *interessante* Zeiten erlebt. Die räumliche Distanz zum zuständigen Pfarrer wird stellenweise als durchaus vorteilhaft geschildert – der geringere persönliche Kontakt im alltäglichen Umgang miteinander wird andernorts als Nachteil empfunden. Spannungen können im übrigen dort entstehen, wo Gemeinden es nicht gewohnt sind, mit anderen Gemeinden zusammenzuarbeiten. Sie sind z. T. nicht nur am eigenen Erhalt interessiert, sondern achten sehr genau darauf, daß sie nicht schlechter behandelt werden als andere.

In vielen Gemeinden hat man das Gefühl, weithin *unvorbereitet* vor die neue Situation gestellt worden zu sein. Eine der Folgen davon: Laien, die anstelle von Priestern Gottesdienste leiten, werden z. T. nur mit Vorbehalten akzeptiert – etwas leichter haben es Diakone und Pastoralassistenten. Als Schwachstellen haben sich mancherorts die mangelnde Bereitschaft zur Zusammenarbeit unter den Beteiligten erwiesen, auch die Einstellung des Priesters zu der gefundenen Lösung sowie seine Bereitschaft, Verantwortung abzugeben.

Die unübertragbare Eigenverantwortung der Laien

Wortgottesdienste mit oder ohne Kommunionausteilung anstelle der sonntäglichen Eucharistiefeyer werden an sich durchaus angenommen. Auf manche, gerade auch ältere Gemeindeglieder, wirken sie dennoch irritierend; das frühere Verständnis der Sonntagspflicht steht ihrem Empfinden nach in einem deutlichen Kontrast zur heutigen Praxis. Daß Diakone und Pastoralassistenten zwar Wortgottesdienste leiten dürfen, Eucharistiefeyern aber nicht, trifft nicht selten auf Unverständnis – die Frage nach dem „*vir probatus*“ und der „*mulier probata*“ und damit nach den geltenden Zulassungsbedingungen

zur Priesterweihe ist oftmals unausweichlich (vgl. dazu den Beitrag von Max Hofer, S. 187).

Schon aufgrund der gewählten Methode kann die Untersuchung keine Repräsentativität beanspruchen – insofern muß man mit Verallgemeinerungen vorsichtig sein. Obendrein ist es notwendig, wie dies auch Zulehner und Karrer anmahnen, die größere kirchliche und theologische Perspektive nicht aus dem Blick zu verlieren. Manches mag als pragmatische Antwort auf eine konkrete Notlage verständlich sein, aber ist möglicherweise keine zukunftssträchtige Weiterentwicklung kirchlicher Praxis. Schon im Sprachmaterial schlägt sich in der Untersuchung noch vielfach ein Gemeindeverständnis nieder, nach dem die Gemeinde eigentlich immer noch nicht wirklich *Subjekt der Pastoral* ist. Mit dem Ersatz der Priester durch Diakone, Pastoralassistenten und andere Laien kann zwar vielleicht der kirchliche „Betrieb aufrechterhalten“ (Zulehner), ja sogar modernisiert werden, aber die Kluft zwischen Klerus und Volk wird damit nicht unbedingt überwunden.

Bei aller festgestellten Bereitschaft der Laien zur Mitarbeit zeigt sich außerdem, daß es weiterhin an wirklicher Teilnahme in der Gemeinde mangelt (vgl. den Beitrag von Ernst Spichtig). Bemühungen der Hauptamtlichen, die Laien an eine verstärkte Partizipation heranzuführen, braucht es ebenso, wie auch auf seiten der Laien den Willen, diese wahrzunehmen. Seelsorger sehen sich z. T. zeitlich überfordert. Und Laien haben sich daran gewöhnt, auch in der Kirche Dienstleistungen arbeitsteilig in Anspruch zu nehmen. Die Erklärung der Pastoralplanungskommission hält daher als Zielperspektive fest: „Die in den letzten Jahren zur Domäne der Amtsträger (Klerus) gewordene Kirche muß wieder *Volk Gottes* werden. Für die christliche Gemeinde bedeutet das, daß alle Getauften, gemeinsam und jeder einzelne in unübertragbarer Eigenverantwortung das kirchliche Leben mitgestalten dürfen und sollen.“

Durch die Untersuchung könnte der Eindruck entstehen, es bestehe erwie-

senermaßen eine strikte Kausalität zwischen dem Weggang der Pfarrer und der zunehmenden Mitarbeit der Laien, und – umgekehrt – der Ersatz der Pfarrer durch Diakone und Pastoralassistenten verhindere eine Selbstbesinnung der Laien auf die aktive Rolle in der Kirche. Für eine solche Verallgemeinerung dürfte nicht nur die Basis der Untersuchung zu schmal sein, gegen sie sprechen auch frühere Befunde (vgl. den Beitrag von Leo Karrer, S. 233). Einen guten Seelsorger erkennt man gerade daran, inwieweit es ihm gelingt, die Laien anzuregen zum eigenverantwortlichen Mittun und diese nicht zu verdrängen. Ebenso wenig wie die Abwesenheit eines hauptamtlichen Seelsorgers notwendigerweise die Aktivierung von Laien nach sich zieht, muß die Präsenz von hauptamtlichen Laien daran hindern, selbständig zu werden.

Angst vor unangenehmen Antworten?

Die Pastoralplanungskommission konzentriert sich denn auch bei den Postulaten, die sie ihrerseits aus der Untersuchung folgert, auf die Konkretisierung des Übergangs von der *versorgten* Gemeinde zur *mitsorgenden* Gemeinde: Entdeckung der vielfältigen Charismen der Gemeindeglieder; Förderung der ehrenamtlichen Arbeit; Stärkung der Teilnahmemöglichkeiten aller Gemeindeglieder, wozu auch die Weiterentwicklung der Räte in Richtung *synodale Verantwortung* gehöre; in den Gemeinden solle ein Klima geschaffen werden, in dem eine Vielfalt von Gruppen, Arbeitskreisen und „Gemeinschaften“ Platz haben. Letzteres soll auch verhindern, daß zwar die Mitarbeit einer Kerngemeinde gefördert wird, aber den vielen außerhalb dieses Kreises der Zugang zum Gemeindeleben versperrt wird. Die Verantwortung für gesellschaftliche Aufgaben dürfe im übrigen nicht vernachlässigt werden. Man möchte einer kirchlichen *Binnenorientierung* entgegenwirken.

Die Möglichkeiten einer Untersuchung dieses methodischen Typs sind

begrenzt. Es werden z.T. mehr Fragen angerissen, als beantwortet bzw. zu Ende gedacht werden. Das Nebeneinander von Befragung der Gemeinden und angehängten pastoraltheologischen Reflexionen erleichtert nicht die Lektüre. Das Thema jedenfalls ist alles andere als ausgeschöpft. So wüßte man z.B. gerne etwas Genaueres darüber, wie sich das Phänomen der Pfarreien ohne Pfarrer am Ort schon rein quantitativ zwischen Stadt und Land verteilt. Man darf gespannt

sein, wann sich auch andere Ortskirchen an die Aufarbeitung der Erfahrungen solcher Gemeinden machen. Daß dies bislang nur vereinzelt geschieht, hat wohl auch mit der Angst vor möglicherweise unangenehmen Antworten zu tun. Derweil begnügen sich viele damit, erwartungsvoll auf die Entwicklung der Statistik der Priesterweihen zu starren und ansonsten den Mangel so unauffällig wie möglich und zu Lasten der Gemeinden zu verteilen.

K. N.

stünden der Frauenemanzipation mit Sympathie gegenüber; 26 Prozent erklärten, daran kein Interesse zu haben und sieben Prozent (bei den unter 30jährigen 13 Prozent), sich aktiv für die Frauenemanzipation zu engagieren. Vierzehn Prozent aller befragten Frauen schätzten sich selber als „progressiv“ ein, 29 Prozent als „konservativ“.

In die Umfrage einbezogen waren Fragen nach der Beteiligung der Frauen am kirchlichen Leben, nach ihren Erfahrungen mit der Kirche und nach ihrer religiösen Praxis. 41 Prozent der Befragten gaben an, am Wochenende regelmäßig den *Gottesdienst* zu besuchen: Von den unter 30jährigen 10 Prozent, dagegen von den über 60jährigen 63 Prozent (zum Vergleich: 1985 lag der Gottesdienstbesuch aller niederländischer Katholiken bei 17,5 Prozent). Bei der Frage nach der *kirchlichen Trauung* waren die Unterschiede zwischen den Altersgruppen längst nicht so gravierend. Der Prozentsatz der kirchlich Getrauten steigt von 90 Prozent bei den unter 30jährigen auf 99 Prozent bei den über 60jährigen. Allerdings erklärten nur 67 Prozent der jüngsten Altersgruppe, sie würden sich, ständen sie jetzt vor der Entscheidung, kirchlich trauen lassen. 21 Prozent der Frauen gaben an, zum gegenwärtigen Zeitpunkt aktiv in der Kirche mitzuarbeiten (der höchste Prozentsatz lag hier mit 29 Prozent bei den 40- bis 50jährigen, bei den unter 30jährigen waren es 9 Prozent).

Besonders große Differenzen zwischen den Altersgruppen zeigten sich bei der Antwort auf die Frage, wie stark man sich mit der katholischen Kirche in den Niederlanden verbunden fühle: Nur 4 Prozent der unter 30jährigen Frauen antworteten mit „Stark / sehr stark verbunden“, 44 Prozent mit „mäßig“ und 52 Prozent mit „überhaupt nicht“ (Bei den 40- bis 50jährigen waren es 35, 49 und 16 Prozent, bei den über 60jährigen 48, 39 und 13 Prozent). Insgesamt 33 Prozent der Frauen antworteten mit Ja auf die Frage, ob sie sich für die Entwicklungen in der niederländischen Kirche interessierten, 21 Pro-

Holland: Wie stehen Frauen zur Kirche?

„Zumindest in den westlichen Industriegesellschaften zeigt sich eine rapide Abnahme der Identifikation der Frauen mit der Kirche“. Mit dieser Feststellung leiteten die deutschen Bischöfe den Abschnitt ihrer Stellungnahme zu den „Lineamenta“ für die Bischofssynode 1987 ein (vgl. HK, Juli 1986, 323–313), der sich mit dem Thema Frau in der Kirche befaßt. Es sei ein unübersehbares Krisensymptom, so hieß es weiter, wenn sich in der Bundesrepublik nach entsprechenden Umfragen im Lauf der letzten Jahre die Zahl der Frauen, die sich am kirchlichen Leben beteiligten, um die Hälfte verringert habe. Auf diesem Hintergrund kann ein Blick über den Zaun hilfreich sein: In den *Niederlanden* wurde im Auftrag des „Katholischen Rates für Kirche und Gesellschaft“ vom „Katholischen Sozialkirchlichen Institut“ (KASKI) eine Untersuchung über das Verhältnis katholischer Frauen zur Kirche durchgeführt, deren Ergebnisse jetzt vorliegen (*Vrouw en kerk. Een onderzoek naar de relatie van de Nederlandse katholieke vrouwen met de kerk. Amersfoort/Leuven 1987*).

Grundlage der Untersuchung war eine schriftlich durchgeführte *Umfrage bei Frauen aus zwölf niederländischen Pfarreien*. Zur Gewinnung von Vergleichsmaterial wurde fast die gleiche Frageliste auch Männern aus diesen Pfarreien vorgelegt; mit eini-

gen der beteiligten Frauen wurden außerdem ausführliche Interviews geführt. Die zwölf Pfarreien wurden nach den drei Kriterien Pfarreigröße, Ortsgröße und Kirchenbesuch so ausgewählt, daß sie in diesen Hinsichten für den niederländischen Katholizismus repräsentativ sind; es wurden alle Bistümer und alle Landesteile berücksichtigt. Die Auswahl der befragten Frauen erfolgte als unspezifizierte Stichprobe aus den Karteien der zwölf Pfarreien. Von den 1691 auf diese Weise ausgesuchten Frauen kamen 607 für die Auswertung brauchbare Fragebögen zurück. Sie bildeten die Basis für die Untersuchung.

Erhebliche Unterschiede zwischen den Altersgruppen

Befragt wurden Frauen zwischen 18 und 75 Jahren. Die einzelnen Altersgruppen waren etwa gleich stark vertreten. Bei der Hälfte handelte es sich um „Nur“-Hausfrauen, 62 Prozent gaben den Volksschulabschluß als höchsten erreichten Schulabschluß an. Bei der Frage nach der Parteipräferenz ergab sich ein deutliches Übergewicht der christlich-demokratischen CDA (bei allen Frauen 47, bei den über 60jährigen 68, dagegen bei den unter 30jährigen nur 20 Prozent). 51 Prozent der Frauen gaben an, sie